Der Bleistift als Hoffnung

Autor(en): **Zopfi, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **5 (1992)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-119568

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Bleistift als Hoffnung

John Steinbeck schrieb mit Bleistift. Vom 29. Januar bis zum 1. November 1951 verfasste er zwei Bücher, den Roman «Jenseits von Eden», 729 Seiten, und den Werkbericht «Tagebuch eines Romans», 230 Seiten. Der Bleistift ist also ein mächtiges Schreibwerkzeug, auch wenn er noch so unscheinbar und billig daherkommt. Wer das Gegenteil behauptet, schalte seinen Computer ein und eifere am Bildschirm dem amerikanischen Schriftsteller nach. Kaum ein moderner Tastenklimperer wird ihm das Wasser reichen können, weder im Umfang noch im Inhalt.

Steinbeck beklagte sich bei seinem Lektor, dass er viel Geld ausgebe für Bleistifte, er kaufte immer vier Dutzend gleichzeitig, spitzte sie mit einem elektrischen Spitzer, und wenn sie kurz wurden, verschenkte er sie seinen Buben. Er leistete sich den «Luxus», nur mit langen Stiften zu schreiben. Stets war er auf der Suche nach dem «vollkommenen Bleistift». Doch «ein Bleistift, der an gewissen Tagen der richtige ist, taugt an einem andern Tag nichts.» Normalerweise verwendete er einen «Mongol 2³/₈ F», mit Radiergummi hinten, je nach Thema und Stimmung aber auch weichere oder härtere Minen. «Drei Sorten für hartschreibende und weichschreibende Tage.» Und dann noch extraweiche Stifte, wenn der Text «zartes Fingerspitzengefühl erforderte.» Noch etwas forderte der Vielschreiber: «Bleistifte müssen rund sein.» Sie schnitten ihm sonst in den Mittelfinger der rechten Hand, der ohnehin Schwielen ansetze vom langen Tagewerk.

John Steinbecks «Bleistiftgetändel» in seinem Tagebuch ist eine hochinteressante Auseinandersetzung des Autors mit seinem Werkzeug. Der epische Strom seines Romans ist sicher stark beeinflusst vom Bleistift, der ihm im besten Fall weich und wunderbar übers Papier schwebte, mühelos dem Fluss seiner Gedanken und Bilder folgend.

Wer heute mit Bleistift schreibt, wird belächelt. Schon in der zweiten Klasse der Primarschule wechselten wir zur Feder, einem schrecklichen Werkzeug, das auf dem Papier kratzte, Kleckse verspritzte und die Handschrift verdarb. Radieren war nicht mehr möglich, jeder Fehler blieb für die Ewigkeit sichtbar und machte die Idee zunichte, dass ein Text immer ein Entwurf ist, der jederzeit bearbeitet werden kann. Die Reinschrift war das Ziel, und die Schule wurde für Leute wie mich, deren Hand nicht zum genormten Federdruck passte, zur Hölle. Eine humane Schule, denke ich, müsste mit Bleistiften arbeiten.

Alle Vorteile, die man mit dem Bleistift aus der Textarbeit entfernt hat, versucht man heute mit dem Computer wieder einzuführen: Entwerfen, Text bearbeiten, beliebig korrigieren.

Klar, der Computer hat den Vorteil des Radierens und noch andere. Dafür fehlt ihm die Individualität und Leichtigkeit der Bleistifte, und die Tastatur erfordert alles andere als zartes Fingerspitzengefühl. Gut für Leute wie mich, deren Handschrift durch den Terror mit der Stahlfeder ohnehin zerstört ist.

Im 16. Jahrhundert entdeckte man in Cumberland ein schwarzes, fettiges Mineral, das man irrtümlicherweise Plombagine (Blei) nannte. Es wurde in Stäbe geschnitten und zum Schreiben verwendet. Deshalb gab ihm der schwedische Chemiker Scheele im Jahr 1789 den Namen Graphit, abgeleitet vom griechischen «graphein», schreiben. 1792 mischte der Franzose Conté Graphit mit Ton, trocknete und brannte ihn zur modernen Bleistiftmine. Der Graphit stammt heute aus Madagaskar, das feinfaserige, astfreie Holz ausschliesslich von kalifornischen Zedern. Der Bleistift ist die Welt.

Caran d'Ache heisst «Bleistift» auf russisch, das Wort stand schon auf den roten Bleistiften, die ich in der Primarschule zerkaute. Der französische Zeichner Emmanuel Poiré, in Moskau geboren, hatte es als Künstlername gewählt und in den Westen gebracht. Im Jahr 1924 gründete Arnold Schweitzer in Genf eine Bleistiftfabrik und nannte sie Caran d'Ache. Heute beliefert sie 70 Länder und 98 Prozent der Schweizer Schulen mit Bleistiften in 17 Härtegraden für jede Hand und jedes Handwerk. Eine Konkurrenz durch das moderne Schreibwerkzeug Computer sei nicht zu spüren, ist bei Caran d'Ache zu erfahren. Der Bleistift ist somit auch Hoffnungsträger dafür, dass die kleinen feinen Dinge nicht aus der Welt zu schaffen sind.

Emil Zopfi ■